

**HEYNE
HARD
CORE**

DAS BUCH

Der Ich-Erzähler ist ein Topmanager bei einem französischen Konzern in Moskau. Das Unternehmen ist eine wilde Mischung aus westlichem Design und sowjetischer Hierarchie. Seine einzige Aufgabe ist es, den Druck, den er von oben bekommt, nach unten weiterzugeben. Der Sinnlosigkeit seiner Existenz versucht er mit Clubbing, Drogen, Alkohol und Sex zu entkommen. Die Abende ähneln sich alle: die Dresscodes, das dumme Gerede über angesagte Handys, Autos und Reiseziele, die »anständigen« Mädchen, die letztendlich viel teurer kommen – und die unvermeidlichen Glasflächen auf den schicken Klos, wo man eine schnelle Line zieht. Angeekelt schaut sich unser Held nach Alternativen um und landet bei einem Grüppchen von linken Intellektuellen, die gerne bei billigem Bier sitzen und über geistige Fragen, Putin und Russland diskutieren – und letztlich doch nur an dem Geld interessiert sind, das sie nicht haben.

Sergej Minajew hält dem modernen Moskau mit *Seelenkalt* einen Spiegel vor – unbarmherzig, zynisch, hoffnungslos. Der Roman ist eine gnadenlose Diagnose des heutigen Russlands, das in einem Ozean von Geld schwimmt und die Menschen in böse Karikaturen ihrer selbst verwandelt.

DER AUTOR

Sergej Minajew studierte Geschichte und Archivwesen, bevor er als Weinimporteur zum Millionär wurde. Außerdem betreibt er einen Buchverlag, in dem u. a. die Werke von Frédéric Beigbeder und Christian Kracht erscheinen, und moderiert eine eigene TV-Show. Mit *Seelenkalt* gelang ihm in seiner Heimat auf Anhieb ein Millionenseller, der Dan Brown von Platz 1 der Bestsellerliste verdrängte und heftig diskutiert wurde. Sergej Minajew lebt in Moskau.

SERGEJ MINAJEW

**SEELEN
KALT**

ROMAN

Aus dem Russischen
von Olga Kouvchinnikova
und Ingolf Hoppmann

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe DUCHLESS
erschien 2007 bei Ast, Moskau



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavic, Schweden.

Vollständige deutsche Ausgabe 02/2010
Copyright © 2007 by Sergej Minajew
Copyright © 2010 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2010
Redaktion: Stefan Raulf
Umschlagillustration: © shutterstock/TheSupe87
Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kompanie Werbeagentur,
München – Zürich
Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-67571-1
www.heyne-hardcore.de

IN MEMORY OF OUR SWEET DREAMS

Gewidmet den zwischen 1970 und 1976 Geborenen, dieser so vielversprechenden und chancenreichen Generation, die so knallig ins Leben gestartet sind und es so grandios verschwendet haben. Unsere Träume von einer glücklichen Zukunft, in der alles anders sein sollte – mögen sie ruhen in Frieden. R.I.P.

ACHTUNG, BABY!

Jede Ähnlichkeit mit realen Personen, Tatsachen und Phänomen ist zufällig. Alle Ereignisse und Personen, alle Widerwärtigkeit und Grauenhaftigkeit der beschriebenen Gesellschaft wurden vom Autor erfunden. Denn die Wirklichkeit ist noch widerwärtiger und grauenhafter.

Erster Teil

**Get rich or
die trying**

Das Restaurant

Alles beginnt in Moskau. Ich sitze hier mit Timur, einem guten Bekannten. Genauer gesagt ist er einer von der Sorte guter Bekannter, die man aus purer Gewohnheit gerne »meine Freunde« nennt. Aber natürlich sind es keine Freunde, sondern einfach bloß Leute, die man anruft, wenn man wieder nicht weiß, wie man den Abend rumkriegern soll, und jemanden braucht, mit dem man durch die Kneipen zieht, um ein paar Scheine unters Volk zu bringen.

Wir sitzen im Café Vogue. Wie jeder in der Moskauer Szene weiß, zeichnet sich das Vogue vor allem durch seine miserable Küche und sein unverschämtes Personal aus. Und man findet nie einen Parkplatz, dafür aber ein permanentes Gedränge und Geschiebe am Tresen. Trotz der ganzen Schweinereien, die über dieses Restaurant verbreitet werden, ist es nach wie vor eines der populärsten Lokale in Moskau. Der Aufenthalt in diesem Laden muss den Leuten irgendeinen speziellen masochistischen Kick bringen, anders ist es nicht zu erklären, dass sie freiwillig all diese Widerwärtigkeiten über sich ergehen lassen. Es ist jedenfalls Fakt, dass dir in der Moskauer Szene ständig irgendwelche Schnullis begegnen, die sich vielleicht als Miguel oder Andy vorstellen und dir wild fuchtelnd vorjammern, wie mies man sie im Vogue behandelt hat. Aber spätestens wenn so ein Typ

mit wichtigem Gesicht erklärt, man habe ihm, nachdem er versuchte, dem Kellner Manieren beizubringen, seine Pinienkerndorade vergiftet, dann weißt du erstens, dass dieser Vollidiot nicht Miguel oder Andy heißt, sondern Mischa oder Andrej, und zweitens, dass er sich diese Schauergeschichten entweder schlicht ausgedacht oder aus irgendeinem albernen Trendmagazin geklaut hat, genau wie seinen bescheuerten Namen. Und noch etwas verstehst du, und eine überwältigende Ehrfurcht ergreift dich – dieselbe Ehrfurcht, die die Indianer beim Anblick der Schiffe der Konquistadoren empfanden, die kamen, um ihr Gold zu klauen. Du verstehst, wie groß der Gastronom Arkadij Nowikow wirklich ist, der für genau diese Leute ein ganzes Imperium von Lokalen aufgebaut hat.

Wir sitzen also im Vogue, beide schon ziemlich blau. Eben habe ich Timur von meiner Idee erzählt, eine verdreckte, muffige Bierbude aufzumachen, mit gepanschtem Bier, beinhartem Trockenfisch und all den widerwärtigen Sowjetgerüchen nach verschüttetem Alk und Erbrochenem. Eine Art Reanimierung der berüchtigten Freizeitzentren für Sonderschüler und Proleten aus den übelsten Moskauer Randbezirken, wie es sie Mitte der Achtzigerjahre gab. Die Idee ist: Wenn Arkadij Nowikow die Sache aufzieht, werden alle diese lackierten Pisser Wochen im Voraus Tische reservieren lassen, um für die Dissonanz zwischen dem eigenen Maybach und der fetten Bedienung, die in ihrer schmierigen Kittelschürze hinterm Tresen steht und ihnen schimmelige Würstchen vorsetzt, eine Menge Kohle hinzublättern.

Und der Witz daran ist: Diese schimmeligen Würstchen werden sie tausend Mal mehr euphorisieren als ihre eige-

nen superteuren Luxuskarossen. Sie werden sie fressen, in den höchsten Tönen davon schwärmen und sie ihren Freunden empfehlen. Und die Gastronomiekritiker werden sich um die Wette ausschleimen über das »neue Restaurant von Arkadij Nowikow mit dieser hochinteressanten, originellen Herangehensweise an die Zubereitung von Speisen«. Nachdem wir uns auf diesen Erfolg geeinigt haben, tanken wir noch ein paar Whiskey, und anschließend falle ich in meinen traditionellen Zustand der Leere. Dieses Gefühl, wenn der Abend zu Ende ist, wenn einen wieder diese entsetzliche Langeweile packt und man nur noch den einen Wunsch hat: dass der andere endlich die Klappe hält.

Wie immer in diesen Momenten überkommt dein Gegenüber gerade jetzt das dringende Bedürfnis, dir etwas total Wichtiges mitzuteilen. Timur beugt sich so dicht an mein Ohr, dass ich den intensiven Geruch nach Alkohol, Pasta mit Tomatensoße und Zigarettenrauch genießen darf, der seinem offenen Mund entströmt – scharf gewürzt mit einer üblen Note Karies. Ich versuche, ein wenig Abstand zu nehmen, aber dieser besoffene Blödmann rückt noch näher, und dann macht er mir – mit einem verschwörerischen Flüstern, das man draußen auf der Straße hören kann – das Angebot, in sein neuestes Geschäftsprojekt einzusteigen, das darin besteht, Fische »atlantischer Provenienz« im Moskauer Umland zu züchten. Als mir klar wird, dass ich ihn nicht mehr stoppen kann, tue ich so, als sei ich einfach schweinemäßig interessiert an seiner Idee und erkläre großartig, dass ich »natürlich« und »auf jeden Fall« so schnell wie möglich ein Fischzuchtoligarch werden will, vor allem mit so einem smarten Partner. Die Einlage von dreihun-

derttausend Dollar werde ich selbstverständlich jederzeit mit links beschaffen, genauso wie er, versteht sich. Ich höre mir dieses ganze sinnlose Gefasel an, und damit mir der Suff nicht vollkommen das Licht ausknipst, betrachte ich währenddessen die Nutten um uns herum.

Im Vogue gibt es, wie in jedem angesagten Restaurant, etliche Prostituierte, die auf anständiges Moskauer Mädchen machen, und noch mehr anständige Moskauer Mädchen, die, aus mir unbegreiflichen Gründen, auf Prostituierte machen. Wodurch sich die Ersteren von Letzteren unterscheiden, kann ich beim besten Willen nicht sagen.

Mein schweifender Blick bleibt an einem bemerkenswerten Pärchen hängen. Der Typ, ziemlich dick, so um die fünfzig, mit kahlem Schädel und kleinen Schweinsäuglein, hängt wie ein schlaffer Sack an seinem Tisch. Sein Anzug ist sauteuer, was nicht verhindert, dass er an ihm beschissen aussieht. In der einen Wurstfingerhand steckt ein Glas Chateau Margaux (die Flasche steht deutlich sichtbar auf dem Tisch, damit auch wirklich jeder mitkriegt, dass unser Sportsfreund die Tausender nur so wegsüffelt), mit der anderen betatscht er ein kleines aufgetakeltes Luder, grade mal halb so alt wie er, so eine Hyperblondierte in einem Prada-Gucchi-Sonstwas plus Louis-Vuitton-Tasche und meterlangen Fingernägeln. Er tätschelt abwechselnd mal ihre Knie, mal kneift er sie in den Hintern. Dabei lacht sie so hysterisch, dass man es im ganzen Restaurant hören kann, und sie legt jedes Mal den Kopf so weit in den Nacken, dass ihr fast die Sonnenbrille aus den toupierten Haaren fällt.

Das ist noch so ein Schwachsinn, den ich nie begreifen werde: diese ewigen Sonnenbrillen! Keine von den Weibern,

die nicht ständig so ein Ding in den Haaren stecken hat. Dabei benutzen sie sie bloß als affiges modisches Accessoire, wahrscheinlich so wie die reichen Französinnen ihre Brillantdiademe. Ich vermute, die Ursachen dafür liegen tief in der sowjetischen Vergangenheit, als es bei uns überhaupt noch keine Sonnenbrillen gab. Wenn man doch mal eine auf dem Schwarzmarkt erbeutet hatte, dann wurde die überallhin mitgeschleppt, notfalls auch in die Sauna.

Der alte Sack knabbert seiner Schnecke immer noch am Ohr, wahrscheinlich erzählt er ihr einen ebenso blöden wie schlüpfrigen Witz aus den alten Lagerbeständen der Kom-somolzen, und sie sitzt mit vollkommen ausdruckslosem Gesicht da und krault ihm den Specknacken. Während er die Rechnung ordert, kommt mir der Gedanke, dass der Gute in der nächsten halben Stunde wahrscheinlich ein ernstes Problem haben wird. So angestrengt wie der seine Tussi befummelt und dabei genau aufpasst, welchen Eindruck er auf sie und seine Umgebung macht, zieht er hier eine ziemlich armselige Show ab. Es gibt diese bizarre Kategorie von alternden Typen mit dickem Portemonnaie, die alles dafür tun, um sich selbst, ihren Geschäftspartnern und ihren Freunden zu beweisen, dass sie noch was in der Hose haben. Dabei kann man sich an zwei Fingern ausrechnen, wie diese Geschichte weitergeht: Nachdem der Bursche der ganzen Welt ausgiebig seine intakte Libido vorgeführt hat, schleppt er sein Mäuschen ins Hotel ab, und spätestens wenn sie dann auf dem Zimmer sind und er den Champagner bestellt hat, packt ihn die nackte Panik. Weil er nämlich weiß, dass er zu gar nichts mehr imstande ist, außer ihr seinen Schwanz hinzuhalten, damit sie ihm einen bläst. Vermut-

lich hat er sein Ding zum letzten Mal vor zehn Jahren hochgekriegt, als er sich auf der Datscha seiner Freunde im Vollrausch über seine Frau hergemacht hat. Und der Witz dabei ist, dass diese Nutte, die da bei ihm ist, ganz genau Bescheid weiß. Sie hat nämlich pro Woche acht von diesen alternden Don Juans. Man fragt sich wirklich, warum er diesen ganzen Zirkus überhaupt veranstaltet, anstatt sich ein nettes hübsches Mädchen zu suchen, mit dem er sich vernünftig arrangiert und ein paar Mal in der Woche gepflegt ausgeht. Aber nein, er macht sich vor allen zum Idioten, verpfeffert sein Geld und hat nichts davon.

Während ich über all das nachdenke, schaukelt mein Kumpel Timur vor und zurück wie ein Wackelbuddha, verstreut überall Zigarettenasche und scheffelt in seiner Fantasie eine Million nach der anderen. Mit schwerer Zunge faselt er irgendwelchen Blödsinn, wie wir dieses Geld immer weiter anlegen, Villen an fernen Meeresküsten kaufen und den Moskauer Immobilienmarkt aufrollen. Ich klatsche ihm meine Pfote auf die Schulter, bestätige ihm, dass das Leben als Oligarch eine feine Sache ist und drehe mich um, die Rechnung bestellen. Unser erotisches Traumpaar ist inzwischen aufgestanden. Mein Blick begegnet dem des alten Sacks, und ich sehe in seinen Augen die Angst eines Vogels, der ins Netz gegangen ist. Aus heiterem Himmel packt mich ein hysterischer Lachanfall. Ich mache zwar noch einen schwachen Versuch, meinen Mund mit der Hand zu bedecken, aber der Typ hat sofort verstanden, warum ich so lachen muss, und er versteht auch, dass ich weiß, dass er verstanden hat. Besoffen wie ich bin, finde ich das dermaßen komisch, dass es mich vor Lachen fast zerreißt. Der Typ

schnappt seine Braut, und die beiden verlassen fluchtartig das Lokal. Ein herber Schlag. Armer Glatzkopf. Ich gehe aufs Klo.

Mein Kopf dreht sich, vor meinen Augen verschwimmt alles, ich sehe eine lange Reihe von Kloschüsseln vor mir. Kurz: Es geht mir beschissen. Und weil mir der aufrechte Gang auf einmal schwerfällt, hocke ich mich auf die Schüssel und stecke mir eine Zigarette ins Gesicht. Wie ein dicker, widerlicher Kloß steigt mir die Übelkeit von unten die Speiseröhre hoch, ich stehe rasch auf, lehne mich ans Waschbecken und schaufle mir kaltes Wasser ins Gesicht. Die Tür geht auf, und Timur kommt rein. Mit den Worten »Ich hab schon bezahlt, warte mal 'ne Minute« reißt er eine der Kabinentüren auf und kotzt direkt aus dem Stand. Ich verspüre nicht die geringste Neigung, auf diesen kotzenden Oligarchen in spe zu warten und verlasse das Etablissement. Meine Uhr zeigt halb eins.

Draußen ist es frostig. Ich stelle den Kragen meines Jacketts hoch, zünde mir eine weitere Zigarette an und glotze stumpf in die Nacht. Versuche, mir in meiner vernebelten Birne irgendwie klarzumachen, wo ich jetzt ein Taxi herkrieke.

Hinter mir ruft jemand meinen Namen. Widerwillig drehe ich mich um: irgendeine komische Tussi. Ich fokussiere meine Sehorgane und identifiziere sie als meine ehemalige Kommilitonin Oxana Grigorjewa. Sieh mal an! Oxana war eine der schärfsten Bräute in unserem Studienjahr, wir hatten sogar ein paar Monate lang eine Art von Affäre. Sie hatte ständig irgendwelche unsinnigen Ideen, die ihre Mutter, eine ehemalige Parteifunktionärin, ihr in den Kopf setzte.

Das waren völlig versponnene Vorstellungen, wie sie später mal leben wollte. Kurzfassung: Dolce vita von morgens bis abends, permanent im Privatjet zwischen Paris und Mailand hin- und herdüsen und die übrige Zeit mit stinkreichen Prinzen in weißen Stretchlimousinen durch die Gegend kutschieren. Dazu natürlich alles, was die Produktionen aus Holly- oder Bollywood so hergeben. Später heiratete sie, wie man sich erzählte, nicht besonders vorteilhaft. Und sogar jetzt, mit alkgetrübtem Hirn, begreife ich, dass sie inzwischen in der letzten Staffel der Real-Life-Soap »Verlorene Illusionen« angekommen ist, einem Ableger der Produktion »Das war dein Leben, Baby«. Mir will partout nichts einfallen, worüber ich mich mit ihr unterhalten könnte, also blubbere ich irgendwas wie »Hallo, wie geht's, wo willst du hin« und aktiviere dabei ohne es zu wollen den Zünder für die Bombe »einsame betrunkene Frau«.

Ehe ich kapiere, was los ist, hat sie mich schon in ein Auto verfrachtet, und wir fahren zu ihr. Kaum sitzen wir, fängt sie an, mich detailliert darüber zu informieren, was inzwischen aus unseren alten Kommilitonen geworden ist. Wer es zu etwas gebracht hat und wer nicht, wer über Nacht Millionen gescheffelt und dann genauso schnell wieder durchs Klo geschickt hat, wem alles die Frau durchgebrannt ist und wer Lenka mit drei Bälgern sitzengelassen hat. Als wir endlich in ihrer Wohnung sind, ist sie immer noch nicht fertig. Während Oxana erzählt, rutscht sie immer näher, streicht mir übers Haar und zupft an ihrem Spaghettiträger. Irgendwie kommt mir diese Anmache billig vor, wie eine fade Show, weil ihr Abend schiefgelaufen ist und sie niemanden abschleppen konnte. Mein Kopf ist wieder ein bisschen kla-

rer als vorhin, und ich sehe zu, dieses Defizit mit dem Krimsekt, den sie aus ihrem Kühlschrank geangelt hat, wieder auszugleichen. Die Erkenntnis, für sie nur eine Art Ersatzbefriedigung darzustellen, finde ich nicht besonders prickelnd. Ich nicke gelegentlich, qualme eine nach der anderen und suche nach einem Vorwand, um möglichst schnell das Weite suchen zu können. Unterdessen geht die Erzählung über das Leben unserer gesammelten Kommilitonen in den Endspurt. Durch die Bank weg Loser, Alkies, Junkies! Dass sie nicht schon lange ausnahmslos verreckt sind – unbegreiflich! Selbstverständlich fristen sie ein jämmerliches Dasein, im Gegensatz zu Oxanas natürlich wunderschönem erfülltem Leben!

Sie trinkt jetzt dieses grauenhafte Gesöff direkt aus der Flasche, immer wieder quillt ihr Schaum aus dem Mund, sie verschluckt sich, hustet und gackert ordinär, wie eigentlich alle besoffenen Weiber. Sie redet immer verworrener, verhaspelt sich, die brennende Zigarette landet erst auf ihrem Bein, dann auf meinem Ärmel, und ich überlege, was wohl schneller gehen wird: dass sie mein Jackett abfackelt oder dass der Alkohol ihr Gehirn endgültig lahmlegt.

Aber es kommt noch dicker. Sie verschwindet für eine gute Viertelstunde im Bad. Als sie zurückkehrt, trägt sie einen Bademantel, den sie prompt nach ein paar Schritten fallen lässt. Darunter ist sie splitterfasernackt. Sie schaltet die Stereoanlage ein, und wir werden von der schlimmsten Musik beschallt, die ich mir vorstellen kann. Irgendein süßliches Zeug von »Enigma«, ein Stück mit dem Titel »Sadness«, oder »Madness«, so genau kenne ich mich da nicht aus. Oxana lässt sich neben mir aufs Sofa fallen, stößt sich

dabei den Musikantenknochen, ihr Gesicht verzieht sich für einen Moment zu einer weinerlichen Grimasse. Während ich einen Lachanfall unterdrücke, macht sie mir die Hose auf. Ich bin voll bis zur Halskrause, und eigentlich ist es mir schießegal, dass ich keinen hochkriege, zumal ich sowieso keine Lust habe, mit ihr zu vögeln. Es folgt eine ziemlich chaotische Rangelei, als sie erfolglos versucht, mir einen zu blasen, wobei sie komische blubbernde Geräusche von sich gibt. Währenddessen beginne ich nachzudenken. Über die Banalität der ganzen Situation; über dieses arme, besoffene, unglückliche Geschöpf, das sich ununterbrochen abmüht, leidenschaftliche Geräusche zu erzeugen, und das irgendwann einmal davon geträumt hat, eine Prinzessin zu werden und doch nur als billige kleine Hure endete; über meine eigene Schlawheit und über den morgigen Tag und über noch irgendwelchen Blödsinn in der Art. Langsam sinke ich in den Schlaf. Mein letzter Gedanke ist, dass Oxana den Kampf gegen die Zellulitis offenbar schon seit langem aufgegeben hat.

Im Traum erscheint mir Timur. Er steht in hüfthohen Anglerstiefeln an Bord eines Fischkutters, der bis oben hin mit zappelnden Fischleibern gefüllt ist. Dann träume ich noch von dem Dicken aus dem Vogue, der mir dumme Fratzen schneidet. Ich grinse im Schlaf, weil mir plötzlich auffällt, dass seine und meine Situation an diesem Abend ziemlich identisch sind. Ich zeige ihm den Mittelfinger, dann drifte ich in den Tiefschlaf weg ...

Das Büro

Am nächsten Morgen gehe ich ins Büro.

Ich muss vorausschicken, dass meine Firma die Moskauer Filiale einer großen französischen Gesellschaft ist, die mit Konserven handelt, vorzugsweise Mais und Erbsen. Ins Leben gerufen wurde diese Niederlassung vor etwa zehn Jahren von einem ziemlich schrägen Vogel. Dieser Typ hatte ein ausschweifendes Leben geführt, immer ein paar Schuhnummern zu groß für seine Füße. Wie so viele Anfang der Neunzigerjahre glaubte er, das Leben sei eine Art Endlosparty, frei nach dem Motto: Wenn du heute zweitausend Dollar versäufst, landen morgen auf wundersame Weise fünftausend in deiner Tasche. Die Zahl der Einfaltspinsel, die er mit seinen Geschäftchen aufs Kreuz legen konnte, schrumpfte aber ziemlich schnell auf null zusammen und mit ihnen der Profit, den sie ihm eingebracht hatten. Dafür wuchsen im Gegenzug die Summen ins Astronomische, die er am Spieltisch, bei Nutten oder in den diversen Nachtclubs verplemperte. Irgendwann musste er einen Kredit aufnehmen, um die schlimmsten Löcher in seinem Budget zu stopfen. Dies tat er, versteht sich, mit der Absicht, die Bank zu prellen. Es ist wohl überflüssig zu erwähnen, dass diese Bank – wie fast alle zu jenen Zeiten – von der Mafia beherrscht wurde. Folgerichtig standen an einem wunderschönen, womöglich sogar

sonnigen Tag ein paar kräftige Jungs vor der Tür unseres Helden, allesamt bester Laune. Und im Verlauf einer kurzen, relativ einseitigen Unterhaltung, die an den zentralen Punkten des Gespräches durch ein paar kräftige Ohrfeigen unterstützt wurde, hatten sie ihm folgende Alternative klargestellt: Entweder das Geld landete wieder in der Bank – oder er selbst im Leichenschauhaus. Nachdem er kurz überschlagen hatte, dass seine Chancen unterzutauchen verschwindend gering waren, begann unser Freund ernsthaft darüber nachzudenken, wo sich die erforderliche Summe möglichst schnell und möglichst unkompliziert auftreiben ließe. Da kam ihm der Zufall zu Hilfe. Sein Vater, der vor langer Zeit Handelsattaché der UdSSR in Frankreich gewesen war, verfügte noch immer über einige nützliche Kontakte bei den großen französischen Konzernen. Einer davon, eine Konservenfabrik, wollte ihre Geschäftsaktivitäten nach Russland ausweiten und suchte dafür nach einem geeigneten Partner. Unser Freund beschrieb ihnen in den leuchtendsten Farben, was für sagenhafte Perspektiven ihnen auf diesem riesigen Markt offenstünden – vorausgesetzt, sie hätten einen vertrauenswürdigen russischen Partner. Er erhielt den Zuschlag. Er mietete angemessene Büroräume, stellte ein paar Aktenschränke mit leeren Ordnern hinein, setzte eine Sekretärin dazu und organisierte eine Lagerhalle, die groß genug für die ersten zwei Warenlieferungen war. Deren Wert entsprach in etwa der Summe, mit der er in der Kreide stand – zuzüglich einiger kleiner Prozente, versteht sich.

Als die Ware eintraf, musste sie umgesetzt werden, damit die Berge in Metall gepresster genmanipulierter Erbsen und sonstiger Gemüse sich in Geldscheine verwandelten. Der

Verkauf der ersten Partie passierte so schnell und erfolgreich, dass der Typ und seine Mafiosi beschlossen, dieses Huhn, das goldene Eier legte, noch nicht zu schlachten, sondern erst noch ein bisschen daran zu verdienen. Vor allem beschlossen sie, von dem Geld, das die bescheuerten Franzmänner für Werbung locker machten, einen hübschen Teil in die eigene Tasche zu leiten. Dann würde man weitersehen. Aber auch dieses russische Märchen fand irgendwann sein Ende. Und das Ende ist bei russischen Märchen, wie man weiß, nicht immer glücklich. Ein paar frisierte Bilanzen und wenig überzeugende Werbekostenabrechnungen später – »Es kann doch wohl nicht sein, dass die Orte, an denen die 150 Plakatwände aufgestellt wurden, einander dermaßen ähnlich sehen! Genau genommen sieht es so aus, als hätte man dieselben fünf Werbetafeln einfach aus unterschiedlichen Perspektiven fotografiert!« – kamen die Franzosen nach Moskau, um sich selbst ein Bild von der Lage zu machen. Hier fanden sie im Handumdrehen Zugang zu den maßgeblichen Behörden, denen sie unmissverständlich klar machten, dass sie bereits Hunderttausende von Dollars in die russische Wirtschaft investiert hätten, aus denen ohne weiteres auch Millionen werden könnten, wenn da nicht ein paar, sagen wir mal, nicht hundertprozentig korrekte Leute säßen, die das für beide Länder so vorteilhafte Geschäft ausbremsten. Die maßgeblichen Behörden zeigten vollstes Verständnis für die Lage der Franzosen, und, getrieben ausschließlich von dem hehren Ziel der Verbesserung der russisch-französischen Handelsbeziehungen, hatten sie unseren Freund und seine sauberen Spießgesellen in Null-Komma-Nichts von den Futtertrögen entfernt.

So entstand die Geschäftsstelle, in der ich jetzt als kaufmännischer Direktor tätig bin.

Im Laufe der Zeit ist aus dem kleinen Büro ein riesiges Monstrum geworden, mit einer schwerfälligen Organisation, ein paar hundert Angestellten und einem alkoholabhängigen Generaldirektor (für den russischen Geschäftszweig), der außer einem fürchterlichen Mundgeruch noch die nicht weniger unangenehme Angewohnheit hat, wöchentliche Sitzungen für »Neunzehnullzwei« anzusetzen.

Die Geschäfte laufen ziemlich gut, der Generaldirektor bewegt sich gemächlich auf die Rente zu, und die Franzosen, die ab und an zur Kontrolle kommen, verbringen für gewöhnlich eine angenehme Zeit im »Night-Flight-Club« mit hübschen russischen Prostituierten. Der Status der einfachen Angestellten ist in etwa mit dem von Akkordarbeitern in der indonesischen Turnschuhmanufaktur vergleichbar, während das Topmanagement – dessen Mitglied zu sein ich die Ehre habe – eine Diktatur der betrieblichen Sklaverei errichtet hat, in deren Schutz man sich fette Sondergratifikationen und märchenhafte Reisespesen zuschanzt sowie obendrein nach Kräften die Firmenkasse plündert.

Unser Büro befindet sich in einem der vornehmsten Geschäftszentren der Stadt, den »Riverside Towers«. Dieser Name sollte vermutlich, nach der Idee ihrer Erbauer, bei der arbeitenden Bevölkerung die Assoziation eines modernen Barockschlosses an den Ufern eines gesegneten Flusses hervorrufen. Bei mir persönlich entstanden allerdings vom ersten Tag an nur Assoziationen mit gruseligen gotischen Burgen oder dem Hort des Bösen aus Fantasy-Romanen. An

dunklen Wintermorgen leuchten die Ziegeltürme mit den wachsbleichen Augenhöhlen der Fenster wie eine zum Leben erwachte Illustration aus den Büchern Tolkiens.

Erst recht, wenn man morgens um neun auf der Anhöhe vor dem Eingang zu dem Gelände steht und sieht, wie Ströme von Menschen und Autos auf die Türme zuwälzen. Die Leute bewegen sich mit schnellen Schritten, um pünktlich zur Arbeit zu kommen. Etliche von ihnen brabbeln dabei ununterbrochen in ihre Mobiltelefone, als wollten sie auf diese Weise ihre verschlafenen Gehirne mit der morgendlichen Hektik der Stadt synchronisieren. Bisweilen malt meine Fantasie diesen immer ein wenig gebeugten Gestalten einen dicken Packen auf den Rücken und verwandelt sie so in Leibeigene, die Tag für Tag ihren Herren Abgaben zu bringen haben, sei es in Gestalt ihrer eigenen Gesundheit, ihrer Gefühle oder ihrer Leidenschaften. Das Schlimmste und zugleich Dummste daran ist, dass sie es aus freiem Willen tun, als bedauerten sie, dass die Leibeigenschaft offiziell abgeschafft wurde.

So gegen zehn Uhr rollen dann allmählich die repräsentativen Karossen aus der Produktion westdeutscher Firmen auf den Parkplatz. Darin sitzen die BOSSE. Sie steigen aus und schreiten gelassenen Schrittes zum Eingang, wobei sie einzelne niedere Angestellte, die sich verspätet haben oder draußen auf der Straße noch schnell eine Zigarette rauchen, mit gezielten Blitzen aus ihren Augen zu Asche verbrennen. Ein neuer Tag in Riverside Mordor hat begonnen.

Apropos, das Rauchen ist in den Büros, in den Fluren und Treppenhäusern sowie in der Nähe der Eingänge natürlich